

(Nachdruck verboten.)

4]

Lebensfreude.

Bauerngeschichte von Gustav Wied. Autorisierte Uebersetzung von Alfons Fedor Cohn.

(Schluß.)

Der kleinere Tisch war wieder in den Tanzsaal gebracht und mitten unter die „Krone“ gestellt worden. Der Punsch stand und dampfte in einem gewaltigen Topf; und um den herum standen sämtliche Spülnapfe und Tassen des Hofes. Schuhmacher Hansen schöpfte das Getränk aus der Bowle mit einer Größkelle.

„Dangt zu!“ sagte er und reichte die Tassen umher nach allen vier Beseiten. „Das ist Fleischsuppe, das hier! Das ist, hol mich der Teibel, Fleischsuppe, die aus einem fetten, alten Weinhändler gekocht, hudd, hudd! Habt Ihr auch alle bekommen? Die Damen auch? Dann müssen wir ein Hoch haben! Singt mit:

Ein Hoch woll'n wir bringen,
Ole Kanstrup zu singen,
Hurra ...

„Das ist mein Hoch! Das ist mein Hoch!“ sagte Ole, der noch drin am Spieltisch saß. In das müssen wir einstimmen und trinken!“

„Spielen wir Wies oder spielen wir Gallol!“ fragte Rasmus Nielsen.

Und Schande soll's dem geben,
Der Ole Kanstrup nicht läßt leben,
Hurra, hurra—al
Das war 'n Hoch, ja — hurra!

„Ich muß wirklich 'rein! Wir können ja nachher weiter-spielen.“

Und Ole stand schnell vom Stuhl auf und eilte in den Saal.

Ole Kanstrup lang lebe,
Hurra—a—al
In Freud' und Wohlstand schwebe —
Hurra—a—al

„Danke, Hansen! Danke, dankel!“

Und ebensoviel soll er ernten
im nächsten Jahr wie in diesem,
Hurra—a—al

„Danke, dankel!“

Und alle miteinander woll'n wir
zum Erntefest wieder kommen,
Hurra—a—al

„Danke, Hansen! Danke, danke, alle miteinander!“ Ole ging breit lächelnd umher und stieß seine Tasse gegen die der Gäste.

Ein Hoch woll'n wir bringen
Madam Kanstrup zu singen —
Hurra ...

sang der Schuhmacher wieder an, und der Chor stimmte ein. Die Madam hörte das Hoch mit niedergeschlagenen Augen und der Punschfasse in den gefalteten Händen vorm Magen an.

„Wirklich schönen Dank, Hansen!“ sagte sie und stieß in der Runde an.

„Meine Damen und Herren!“ begann der Landwirtschafteleve von Skattegaard. „Wir Agrarier ...“

Ein Hoch woll'n wir bringen,
Jungfer Kanstrup zu singen,
Hurra ...

sang Gummel aufs neue und ertränkte die Rede des Eleven. „Verfluchter Kerl, der Schuhmacher!“ nickte Ole. „So 'ne Stimme!“

Nach Marthes Hoch wurde eins auf die „Jugend“ ausgebracht, darauf auf die Musik und dann „die Alten“ und schließlich auf „unsere Gesellschaft“. Aber da war auch kein Punsch mehr im Topf. ...

„Gutnacht, Herr Kanstrup ... Sie sind ... Sie sind mein Freund! Und danke für heut' abend!“

„Was Teibel, Baldrian, sind Sie recht bei Troste?“

„Ich muß notwendigerweise ... zu mir nach Hause ... Herr Kanstrup!“

Der Tischlermeister stand steif und bleich mit seinem Kopfschornstein in der Hand. Er hatte auch die Handschuh angezogen.

„Sind Sie verdreht, Baldrian? Was, Teibel, wollen Sie zu Hause?“

„Ich muß ... notwendigerweise in mein ... Bett!“ murmelte der Tischler.

„Gott, Baldrian, Du bist ja besoffen!“

Die Frau war dazugekommen.

„Ja ... mein Kind!“ sagte Baldrian und versuchte der Madam unerbittlich in die Augen zu sehen.

„Ja, aber Du hast ja gar nichts getrunken; Du bist ja in der Mäßigkeit!“

„Nein, was ... getrunken, das ... das hab ich nicht ... Herzchen!“

„Ja, aber Satan, wie kannst Du dann aber so besoffen werden?“ fragte Rasmus Nielsen, von der höchsten Verwunderung ergriffen.

„Das will ich Ihnen sagen, Herr ... Herr Nielsen! ... Das wissen Sie nicht und ich auch nicht! Aber wenn Sie ... einen Kleiderschrank haben wollen ... mit Rie ... Riegeln ... mit drei Reihen Riegeln ...“

„Wah! Borgehen!“ kam's von den jungen Kerls, da die Musik gleichzeitig aufspielte.

Eine sechs, sieben Paar legten los auf dem Boden, und Baldrian wurde rüdlings in eine Ecke geschleudert, wo er auf eine Bank sank. Zwei Minuten später schlief er mit dem Kopfschornstein über den Ohren.

Der Tischler war der einzige gewesen, der auf eine für Götter und Menschen unbegreifliche Weise von dem Punsch totgeschlagen worden war. Die anderen Gäste lebten im Gegenteil auf. Auch die ältesten Privatklöfel, die vorher das Bedürfnis nach dem Bett gefühlt hatten, tummelten sich hin zu einer Dame, machten einen Krachfuß und fuhren sie trotz Gicht und Gühneraugen in seltsamen Windungen auf dem Boden umher.

Die Musik hatte wieder mit einem kreischenden Tiroler Walzer eingesetzt. Die Violine trat den Takt mit ihrem eisenbeschlagenen Absatz gegen den Bottichboden. Es klang wie Hufschlag auf einer Brücke.

Alle wollten nun los. Man pufste und drängte und quetschte sich. Man hörte kreischen und Schreien und Gelächter. Rasmus Nielsen tanzte mit einer Dame an jedem Arm. Der Schweiß troff ihm das Gesicht hinab, und sein Zelluloidtragen war gerissen. Gummel hatte wieder Madam Kanstrup gefaßt und schwang sie, daß ihr vollener Rock um sie stand wie ein Großsegel. Die Lichter flackerten und hüpfen wie Irlichter. Ein paar von ihnen gingen aus.

„Ich kann nicht mehr, Hansen! Ich kann nicht mehr!“ stöhnte Sofie und sank auf der Bank neben Baldrian um.

„Ach Gott, ach Gott!“ pustete sie. „Aber Spaß macht doch Spaß!“

„Kettel!“ brüllte plötzlich der Schuhmacher. „Kettel! Angefaßt, angefaßt!“

Und er kriegte die Madam wieder bei der Hand und zog sie von der Bank auf.

„Kettel! Kettel!“

Rasmus Nielsen nahm Sofie an die andere Hand. Und noch ein Paar kam dazu und noch ein Paar.

„Gott, alle miteinander!“ rief der Schuhmacher, der anführte. „Gott mit der ganzen Klirresei! Galopp, Musik! — Los, Galopp!“

Die Musik ging über in einen sausenenden Galopp, und Hansen flog rum mit der Kette, daß es in den Gliedern knackte.

„Die auf den Bänken auch mit!“

„Ne, ne!“ schrien die Alten.

„Ja, ja!“ riefen die Jungen.

Und die runzligen Mütterchen, die nur auf den Hof gekommen waren, um zu essen und sich ihrer Jugend zu erinnern, mußten mit, ob sie wollten oder nicht.

Es war kaum Platz, um noch einen Bech zu rühren. Man stand aneinandergepreßt wie die Lasten eines Klaviers und mußte sich damit begnügen, auf und nieder zu hüpfen.

Da rief plötzlich einer:

„Raus in den Garten! Raus in den Garten!“

Und durch die offene Gartentür wälzte sich der ganze Menschenhaufen; über die Türschwelle, die Steintrappe hinunter, hinaus auf die Kiesgänge und den braunen halbwelken Rasen.

„Die Musik muß mit! Die Musik muß mit!“ schrie da ein anderer.

Und die Musik krabbelte vom Bottich herunter und stellte sich in die Türöffnung und freischte auf der Violine und schnarrte auf der Klarinette, daß die Spahen unter dem Strohdach aus ihren Nestern fuhren und der Kettenhund drüben an der Einfahrt zu bellern begann.

Es war keine Ordnung mehr in den Reihen, keine Kette. Man nahm einander um den Leib oder bei den Schultern und wälzte herum; oder man tanzte in Haufen von dreien, viere.

Ueber Gänge und Rasen und Blumenbeete ging's unter Lachen und Freudegeheul.

Die Ransrup und Rasmus Nielsen schaukelten 'rum in inniger Umarmung und schworen einander ewige Freundschaft.

Summel polkate unter beständigem Summen vor Frau Schneidermeister Rasmussen, die in einem Stachelbeerstrauch hängen geblieben war.

Drei junge Mädchen schnurrten angefaßt um einen siebzigjährigen Bauersmann, der aussah, als ob er seckrant wäre.

Madam Hansen und Madam Ransrup saßen mit ihren Allerwertesten mitten in einem Astenbeet und lachten, daß sie beinahe plakten.

Und unter dem Lindenbaum schlug der Landwirtschaftslebe von Skastegaarden die Arme um Marthes Hals und küßte sie dreimal auf den Mund, bevor sie ihm sagen konnte, er sollte es sein lassen. . . .

Aber drin in dem leeren staubigen Saal saß, gegen die Wand gelehnt, in einsamer Soheit der Abstinenzler Tischlermeister Kristian Valdrian — der Dummerjan!

Pfingstsport im Mittelalter.

Sommer und Winter galten in grauester Vorzeit als Göttergestalten. Da man ihr Wirken draußen in Wald und Feld in so überzeugender Weise wahrnehmen konnte, waren auch die Feste, die man ihnen zu Ehren beging, Naturfeste. Der Kampf zwischen dem Frostriesen Winter und dem jungen Held Frühling gab Anlaß genug, einen Teil der Festlichkeiten mit Kampfspiele auszufüllen. Und wenn in manchen Gegenden zum Pfingstfest noch heute zwischen zwei Jungburschen ein Kampf ausgekämpft wird und der eine der Kämpfer in Heu und Stroh, der andere in frischem Grün und Birkenlaub gekleidet ist, so soll das nichts anderes darstellen als den Kampf zwischen Winter und Frühling.

Wie in altgermanischer Zeit am Maitage die Stammes- und Gaugenhöfen zum „Maifeld“ zusammenzukommen pflegten, so hat sich hier und da in allerhand Formen die Sitte geselliger Zusammenkünfte der Nachbarn zu Pfingsten herausgebildet und bis heute erhalten. Die Geschichte erzählt von dem großen Pfingstfest des Jahres 1184, da Friedrich Barbarossa alle Fürsten und Edlen des Reiches nach Mainz entbot und seinen Söhnen dort die Schwertleite erteilte. Ueber 70 000 Ritter und Knapen sollen diesem großartigen aller Maifelder beigemohnt haben. Es liegt auf der Hand, daß auf solchen Festen vor allem Ritterspiele, Turniere, ausgefochten wurden. Nicht selten ward aus dem Spiel aber blutiger Ernst. Im Jahre 1257 ließ Adolf der Lange sein Leben auf dem Pfingstturnier zu Neuß, und Graf Eberhard vom Berge kämpfte 1365 auf einem Wappenspiel zu Schleiden so hart mit dem Grafen zu Wahlenburg, daß beide, von ihren Speeren durchrannt, von den Rossen stürzten. Als vornehmste Art des Turniers galt das *Scharfrennen*, ein Spiel, das selbst von den Fürsten mit Vorliebe gepflegt wurde. Weniger gefährbringend war das *Langenbrechen*, bei dem die Ritter in voller Rüstung mit stumpfen, aus Fichtenstangen gefertigten Speeren sich aus dem Sattel zu heben suchten. Bei dieser Uebung zersplitterten oft 10—20 Langen, ehe ein Kämpfer auf dem Sande lag.

Obwohl die Päpste, die in diesen ritterlichen Spielen eine Entweihung des Feiertags sahen, aufs heftigste gegen eine derartige Pfingstfeier eiferten (namentlich Innocenz II.), vermochten ihre Bestimmungen doch nicht zu verhüten, daß selbst hohe und vornehme Vertreter des Klerus derartige Spiele veranstalteten. Erzbischof Dietrich von Mainz veranstaltete im Jahre 1480 ein Turnier und erwiderte zu seiner Entschuldigung auf eine Vorhaltung des Papstes Sixtus, „daß diese Wappenspiele nicht gehalten

würden, sich zu schädigen oder damit zu prahlen, sondern einzig um den Geist der Rüstigkeit dem deutschen Volke zu erhalten“.

Mit der Ausbildung der Feuerwaffen verblasste der Glanz der Ritterspiele wie ja der des Ritterwesens überhaupt. Als Zeichen ritterlicher Fertigkeit blieb allein die Ausbildung im Reiten bestehen, und um diese gelegentlich im Spiel zu bekunden, trat an Stelle der Turniere das Ringreiten und Ringestechen: Spiele, die namentlich am Hofe des Markgrafen von Brandenburg gepflegt wurden. Dabei jagten die Teilnehmer zu Ross hintereinander her und versuchten mit einer Lanze die oberhalb der Bahn aufgestellten Metallringe aufzufangen. Aus diesem Spiel hat sich das Karussell entwickelt, einstmals eine Belustigung für die „Großen“, denen das Reitspiel auf lebenden Pferden zu gefährlich war, später ein Vergnügen für die Kleinen.

Die Reitterspiele haben sich bis heute, wenn auch in stark veränderter Form, in verschiedenen Gegenden und Ortschaften erhalten. Im Harz wie in den Dörfern Sachsens und der Mark pflegt man zu Pfingsten das Kranzstechen; auch in Niederbayern und Oesterreich-Schlesien kennt man derartige Reitterspiele noch, in denen die Bauernburschen mit ihren braven Aldergäulen „Turk“ spielen.

Mit dem Emporblühen der Städte legte sich die Bürgerschaft ähnliche Rechte zu, wie sie einstens den Rittersn angehört waren. Es entstand Waffenrecht und Bürgerwehr. Man übte sich im Speerwurf und Armbrustschießen und setzte Preise für die besten Leistungen aus. Bismlich früh begegnen wir bei diesen Festen der Königswürde. Auch das Pfingstschießen, wie das gesamte Schützenwesen überhaupt, ist auf das altgermanische Frühlingstfest der Befreiung der Sommer Sonne aus der Nacht des Winters durch Ritter Georg zurückzuführen, woraus auch zu erklären ist, weshalb in Süddeutschland derartige Spiele am 23. April, dem St. Georgstage, ihren Anfang nehmen. Nach alten Chroniken waren die ältesten Schützengilden Deutschlands, der Niederlande, Englands und Frankreichs ursprünglich „St. Georgs-Bruderschaften“, die den Drachentöter als Wahrzeichen in ihren Schützenkleidern führten. In Antwerpen, Brügge und Gent lassen sich die Armbrustschützen der Georgs-Bruderschaften bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen. In Frankfurt a. O. wurde 1408 dem heiligen Georg und der heiligen Barbara ein besonderer „Schützenaltar“ gestiftet. In der dänischen Stadt Aalborg, im medlenburgischen Wismar und in Hildesheim, wo schon im 14. Jahrhundert die reichdotierte „Papegohengesellschaft“ Papegoh- oder Vogelschießen abhielt und auch anderwärts wurde der Schützenkönig ausdrücklich zum „Markgrafen“ proklamiert.

Die Sitte des Pfingstvogelschießens hatte in Deutschland aber viel früher Eingang gefunden. In Schlesien z. B. wurde sie durch den Herzog Bolislaus I. eingeführt, der am Pfingstmontag des Jahres 1286, wie eine alte Chronik erzählt, in Schweidnitz zum erstenmal nach einem auf einer Stange errichteten Auler „mit Bolzen und Armbrüsten“ schießen ließ. Von da kam dieser Pfingstbrauch nach Breslau, wo das Pfingstschießen durch die bald zur Blüte gelangende „Schützenbruderschaft vom Zwinger“ zum größten Volksfest wurde, wie denn die Schützenbruderschaften immer mehr als die leitenden Träger der Volksfeste hervortraten und bei hoch und niedrig in Ansehen standen. Neben St. Georg werden auch St. Fabian und Sebastian als Schutzpatrone der Gilden genannt, zu deren Festtagen eine „solenne Messe unter schöner Musica“ für die gesamte Bruderschaft gehalten wurde. Ursprünglich war in den Bruderschaften nur die „vornehmste Bürgerschaft“ vertreten. Nach 1566 traten aber auch die Handwerker zu solchen Gesellschaften zusammen. Den Anlaß dazu gab ein Befehl Kaiser Maximilians II. an die Bürger der Städte, wegen drohender Türkengefahr sich fleißig im Schießen zu üben!

Die einstige Bedeutung dieser Pfingstschießen war indessen schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts erloschen. Längst nicht mehr hüllte der Vertreter des Winters sich in Heu, Stroh und Strauchwerk, ebenso verzichtete der Darsteller des Sommers auf Laub- und Blumenschmuck. Schließlich blieben diese Gestalten dem Feste gänzlich fern, und die Feier wurde in den Mittsommer verlegt. Wie sehr das Verständnis für altgermanische Bräuche bereits vor 300 Jahren geschwunden war, beweist das Vorgehen eines Rostocker Predigers, namens Nikolaus Gryse, der das Vogelschießen als Verpottung des Heiligen Geistes ansieht! Der abzuschießende Vogel, der heute zumeist durch einen vielstrahligen Stern ersetzt ist, soll nach ihm die Pfingsttaube sein, während er doch der Papegoh der alten Schützengesellschaften ist, der aus dem Winterdrachen der Alten hervorgegangen war.

E. Schenking.

Im Märkischen Museum.

7. Kulturgeschichtliches.

Vorherhand kann es nur ein frommer Wunsch bleiben, wenn auch ein bei der nunmehrigen Bedeutung Berlins sehr berechtigter Wunsch, ein möglichst lückenloses Material zur Kulturgeschichte im städtischen Museum vereinigt zu sehen. Originale oder Kopien und Modelle all jener handgreiflichen und sichtbaren Gegenstände, die im täglichen Leben des vergangenen Berlin ihren Platz hatten, und zu denen sich die historische Phantasie gewissermaßen nur den nackten Menichen hinzudenken hat. Natürlich erschafft sich so vorwiegend nur die Außenwelt der Vergangenheit; wegen ihres geistigen Ge-

haltig wird letzten Endes immer noch die Literatur zu Rate gezogen werden müssen. Die Schaustellung muß durch eine Bibliothek ergänzt werden. Die Göriz-Lübeck-Stiftung, bestehend aus der historischen Sammlung Lübeckischer Vermächtnisse sowie aus der unvergleichlich reichhaltigen und wertvollen Bibliothek deutscher Schönliteratur, die der frühere städtische Lehrer, Herr Göriz, jahrzehntelang unter großen persönlichen Opfern gesammelt hat und jetzt noch, hochbetagt, allein und in eigener Person verwaltet, könnte solchen Zwecken aufs beste dienen. Jedoch sie ist in der Baulanlage des Ganzen so schlecht (mit Kellerräumen) bedacht, daß ihre Benutzung lediglich im Bibliothekszimmer für einen, höchstens zwei Besucher zu gleicher Zeit möglich ist! Für den, der die einschlägige Spezialliteratur sucht, sind da immer noch die Bestände der Stadtbibliothek in der Zimmerstraße sowie der Magistratsbibliothek auf dem Rathaus (hier vorwiegend zur Verwaltungsgeographie) leichter erreichbar, zumal da auch die eigentliche Bibliothek des Märkischen Museums dem Besucher nicht nur unzugänglich, sondern auch so gut wie unsichtbar ist. Hinter den holzgetäfelten Wänden des Raumes 23 ist sie sorglich bedeckt, und nur wenige Proben liegen in den drei Kästen zur Schau

Solche Gegenstände — wie der erste märkische Druck von 1502, der Geiler von Kaisersberg'schen Predigt, oder des ersten berlinischen Drucks von 1540, der Konfistorialordnung, haben für den Laien, wenn überhaupt Interesse, so doch nur Kuriositätswert und könnten getrost fehlen, wenn man den Druckschriften einmal nicht mehr Raum widmen kann, als hier geschehen ist. Die Erinnerungsräume zur Literatur dagegen, zur Poesie im besonderen, die um ihres Inhalts willen in der Nachwelt lebt, sind auf mehrere Räume verteilt. In Raum 23 finden wir nur Erstausgaben von Berliner Schriftstellern des 18. Jahrhunderts, wie Lessings, Nicolais, Mendelssohns, A. W. Mörz, Chr. E. v. Kleists, Ramlers und Gleims. Das 19. Jahrhundert fehlt hier, dagegen betrifft die Porträtssammlung in Raum 27, die auch (an den Genfern) Dichter im Bilde zeigt, neben dem 18. Jahrhundert mit Lessing, Nicolai, Mendelssohn, Sulzer, Ramler und der Karajan noch die spätere Zeit. Ludwig Tieck, aus dessen langer, in Berlin begonnener und geendeter Lebenszeit verhältnismäßig wenig Bildnisse existieren, ist als Siebenunddreißigjähriger in einer seltenen und gut charakterisierten Büste seines jüngeren Bruders Friedrich zu sehen, dem wiederum erst unsere Zeit die viel zu späte gerechte Anerkennung zollen sollte. Der Kreis der sogenannten jüngeren Romantiker, die — gleich der älteren, der Tieck angehörte — auch in Berlin ihr Hauptquartier, wenn auch nicht ihren Ausgangspunkt hatte, ist am ausführlichsten in Porträtstichen vertreten: Die Märker Heinrich von Kleist und Adam v. Arnim, dieser mit seiner Frau Bettina und seinen gelehrten Mitstreitern, den Brüdern Grimm; C. F. v. Hoffmann und sein Verleger und Kollege vom Gericht Hübner; Eichendorff und Fouqué, Chamisso und Gaudy, Fürst Pückler, der Schöpfer des Muskauer Parks, und F. v. S. Stagemann (als Büste von Rauch), — sie alle sind in entscheidenden Abschnitten ihres Lebens mit der Hauptstadt verbunden gewesen und haben an ihrem geistigen Wille mitformen helfen. Einige Handschriftenproben, wie die genannten Hoffmanns oder die von Chamisso's „Schlemihl“, sind in dem Glasschrank des Raumes 22 zu sehen. Theodor Fontane — dem durch seine Erzählungen sowie durch seine „Wanderungen“ die Wiedererwachung des historischen und landschaftlichen Sinns gerade der Mark in so hohem Grade zu danken ist — beherrscht den ganzen, mit den Hauptstücken seines Arbeitszimmers möblierten Raum 25.

Diese Zersplitterung des anschaulichen Materials zur Verknüpfung Literaturgeschichte berechtigt gewiß nicht zum Tadel gegen die Museumsleitung, die die verschiedenartigsten Gebiete einem landschaftlichen oder lokalen Oberbegriff unterzuordnen gezwungen war; bei Zusammenverfugung der literarhistorischen Dinge auf einen Haufen hätte sich möglicherweise wieder ein anderes Gebiet über Verstäubung beklagen dürfen. Was an der Ausarbeitung dieser Abteilung zu bemängeln steht, ist vielmehr die spärliche Auslage von periodischer und Tagesliteratur, überhaupt solcher Literatur, die uns den vergangenen Durchschnitts-Alttag näher bringt als eine nur für wenige bestimmte und (wie im Falle der Romantiker) oft auch der Gegenwart abgewandte, hohe Literatur. Die Adressbücher (im Erkerbalken des Raumes 23) waren erwähnt. Die Almanache, Taschenbücher und Kalender ebenda berühren dieses Gebiet schon ein wenig. Wo aber bleiben Flugblätter, Flugschriften, Mauer- und Straßensprüche, wo die Zeitungen vor allem? In dem allgemeinen Sammelraum 49 liegen einige wenige solcher Stücke: ein fliegendes Blatt über die Hinrichtung des Juden Hippold im 16. Jahrhundert, ein Einblattdruck mit Bildern über die Schlacht von Jena, einige Proklamationen des Berliner Gouverneurs v. d. Schulenburg aus den Oktobertagen des Zusammenbruchs von 1806, darunter auf verbleibtem rötlichen Papier die berühmte, meist ungenau zitierte Proklamation; die die Ruße als erste Bürgerpflicht anbefiehlt. Von der 1722 im Müddigerischen Verlage begründeten, seit 1740 im Vossischen Verlage erscheinenden Zeitung kein Blatt! Von der seit 1740 neben dieser ausgegebenen „Spenerischen Zeitung“ nur zwei Nummern im Glasbalken der Langwand, den „Anruf an mein Volk“ beziehungsweise die Nachricht von der Einnahme von Paris — 1813/14 — enthaltend. Nimmt man noch dazu die Speisefarte des berühmten Restaurants von Jagor und den Preiskurant des

Spertwaldschen Fuhrwesens, beide in den 1820er Jahren etwa unter den Linden (Durchgang von Raum 34 zu 35) und allenfalls noch die Einquartierungsbillets von 1813 (im Mittelschrank von 49) und die Legitimationskarten der Bürgerwehr von 1848 (neben den beiden Zeitungsnummern), so ist dieses Kapitel damit erschöpft. Die reiche Flugblatt- und Plakatliteratur von 1848 ist vollständig ignoriert, und wenn man statt dessen diese Schränke mit dilettantischen Kunstspielereien der hohenzollernschen Familie und sonstigen Krimskaus, als Anläß zu rührenden Anecdoten derselben Familie, vollgestopft sieht, so ahnt man dahinter eine recht überflüssige lokale Absicht. Ueberhaupt verquiden die Bürgerkreise, die sich zur Pflege und Erforschung althergebrachter Wesens berufen fühlen, besonders ein Verein und dessen Publikationsorgan, die Geschichte der Stadt in durchaus ungeschmackvoller Weise mit der Dynastie, und auch die Zeitung des Märkischen Museums scheint nicht zu wissen, daß die Wörse, die ein Friedrich Wilhelm einst einem „armen Knaben“ für ein Goldstück abgekauft, oder die Schuhe, in denen ein anderer Friedrich Wilhelm seine ersten Gehversuche gemacht hat, im Hohenzollernmuseum viel lieber gesehen werden, als in dem der Stadt und Provinz gewidmeten, das den Raum für seine Zwecke nötiger braucht. —

Bei der Aufführung der Ausstellungsobjekte zur Literaturgeschichte zeigte sich, daß hierbei eigentlich nur die beiden letzten Jahrhunderte für Berlin in Betracht kommen. Von einer allgemeinen Geschichte der Kultur in höherem Sinne läßt sich ebenso wenig früher reden. Unter den Kurfürsten ging — wie erwähnt — und blieb die städtische Selbständigkeit und damit die Vorbedingung zu geistlicher Entwicklung verloren. Im 17. Jahrhundert, nach dem dreißigjährigen Kriege, nach der Einschränkung durch die neue Befestigung war Berlin kaum etwas anderes als eine durchschnittliche Landstadt unter vielen. Ihre Bevölkerung hatte bitter für des Leibes Notdurft zu sorgen; alle darüber hinaus verfügbaren Mittel, wenn nicht mehr, wurden von dem Landesherrn in Anspruch genommen. Auch im Beginn des 18. Jahrhunderts, als die Stadt energisch zu wachsen begann, änderte sich an ihrem Selbstständigkeitsverhältnisse nichts. Die Stadt, die sich der Ehre einer Residenz erfreuen durfte, war nichts als ein erweitertes Hoflager, und der König, Friedrich Wilhelm I., sprang mit den Bewohnern genau so um, wie es draußen auf dem platten Lande die Junker mit ihren Erbuntertänigen gewohnt waren. Alles wurde mit dem allerhöchsten Stod eigenhändig reguliert: furchtsame Juden, die auf der Straße vor dem Landesherrn auswichen, nicht mehr als die Königin selbst, deren Züchtigen das ehrfurchtsvolle Volk durch das offene Parterrefenster des Schlosses bestaunen durfte. Dieser göttliche Körperlicher Erziehungsmittel durch Friedrich Wilhelm entsprach seine offene brutale Verachtung jeglicher geistigen Ausbildung. Es ist bekannt, wie er die von seinem Vater nach französischem Muster errichtete Akademie verhönte und zur Unfruchtbarkeit verdammt. In den Künsten war er völliger Barbar. Und auch in der Baukunst, der sein einziges Interesse galt, sah er mehr auf die erreichte Masse und die Erfüllung seines Willens als auf ästhetische Wirkungen. Sein Nachfolger, der mit dem Nimbus des Philosophen und Kunstverständigen umgebene alte Fritz, war um kein Haar glücklicher. Die deutsche Literatur, die zu seines Vaters Zeiten vielleicht kaum Ansätze gezeigt hatte, blühte jetzt auf in Lessings Werken und bereits in Goethes Jugenddichtungen. All dem gegenüber verhielt er sich ablehnend, verstand er doch seine eigene Muttersprache kaum, sprach er sie doch — nach seinen eigenen Worten — als alter Kerl nicht besser als ein Fuhrmann. In den bildenden Künsten war er urteilslos und ließ sich bei Anlage seiner teuer bezahlten Gemäldesammlungen oftmals übers Ohr hauen. Als Bauherr ahnte er dem Vater nach: kopierte slavisch fremde Vorbilder und ypropfte den Bürgern mit Gewalt seinen Willen auf. Die Selbständigkeit des Künstlers bedeutete ihm ebenso wenig wie die seiner sonstigen Untergebenen, und er jagte sie zum Teufel, wenn sie sich nicht wie Schranzen behandeln ließen. Einzig und allein in der Musik ist ihm eine persönliche Anlage und eine freiere Empfänglichkeit zuzugestehen. In seinem neu erbauten Opernhaus fand er Gelegenheit, lebende deutsche Komponisten (vergl. die Porträts von Graun, Quanz, Bach, Benda, Fasch in Raum 26) zu Gehör zu bringen, wenn er auch das Sängersonal lediglich aus Italiern haben wollte. Durch seine öffentliche Pflege der Musik in der Oper hat er den Sinn der Bürgerschaft für diese Kunst mit-erweden helfen. Dagegen hatte er für die systematische geistige Ausbildung der Bevölkerung nicht das geringste übrig — nicht Interesse, geschweige denn Geld. Alles, was Friedrich II. selbst zur Aufklärung seiner Untertanen beitrug, beschränkte sich lediglich auf das Tolerieren (das übrigens auch seine selbstgezogenen Grenzen hatte); positiv hat er daran nicht mitgearbeitet, die Früchte der tätigen Aufklärung verdankt die Bürgerschaft ihrer eigenen Kraft. Für das Schulwesen hatte Friedrich so viel Sinn, daß er die Schulmeisterstellen seinen ausgedienten Soldaten als Zivildienstposten gab. Außer dem Kadettenhaus hat er überhaupt keine Schule in Berlin errichtet. Die damaligen Gymnasien der Hauptstadt erinnerten in der Lokalität an heutige österreichische Gutschulen. Im berlinischen Gymnasium (Graues Kloster) lagen die Unterrichtszimmer im Keller, nur durch Lattenverschlüsse von einander getrennt, Schreibpulte fehlten, die Schüler mußten niederhocken, um auf den Ecken zu schreiben, und mußten an dunklen Wintermorgen noch dazu die Kerzenbeleuchtung, mangels Leuchter, in der eigenen Hand halten! Dafür entschädigten sie sich dadurch, daß sie außerhalb des Unterrichts Bier tranken, Tabak rauchten und aufs rohsste randalierten wie nur die

Demosthenes Häupter. Die Reform des Unterrichtswesens kam ohne Zutun des Königs, wenn auch sehr allmählich, aus den eigenen Kreisen der Schulmänner und selbst der Geistlichen. Besonders Verdienst erwarb sich um die Ausgestaltung des Realschulwesens, das die Gymnasien zu überflügeln begann, in selbstloser unermüdlicher Tätigkeit der Prediger Heder von der Dreifaltigkeitskirche. Leider verstarb das Museum (mit Ausnahme einiger Porträts — Sad, Keller, Spalding — in Raum 27) völlig mit seinem Material zur Geschichte des Unterrichts und der Erziehung in Berlin; ebenso übrigens auch mit dem zur Entwicklung des Lehrwesens. . . .

Kulturarbeiten setzen Wohlstand voraus. Einmal hatte diesen Friedrich nicht geschaffen und dann wurden ja die ererbten Staatsgelder, die er durch Falschmünzerei und durch die Steuern seines unsinnigen Merkantilsystems herausprekte, fast ausschließlich für die Armee verwandt. Zur Aufbesserung der verwüsteten Lande mußten Trunkgelde herhalten. Profitiert vom Kriege hatten nur gewisse Kreise des Handels und der Fabrikation, die an den Armeelieferungen direkt oder indirekt verdienten. Ihre Angehörigen waren ja ebenso wie der Adel und die ganze obere Gesellschaftsschicht vom gemeinen Heeresdienst befreit; nur das niedere Volk hatte in dem jahrelangen Schlachten seine Haut zu Markte tragen müssen. Diese Handelskreise sind es denn vorwiegend gewesen, die im Bunde mit den Gelehrten und Künstlern in dem Jahrhundert von etwa 1750—1850 eine spezifisch berlinische Kultur schufen und repräsentierten. Und unzweifelhaft haben zwei starke fremde Elemente an diesem Werke ihren reichlichen Anteil. Die eingeborene Bevölkerung, die sich noch im 17. Jahrhundert kaum über bäurische Rohheit und Plumpheit erhob, wurde durch die 1685 eingewanderten französischen Hugenotten allmählich mit auf die Stufe städtischer Zivilität und wachsender industrieller Betrieblichkeit gezogen. Dazu bemühten sich die Juden, nach dem Vorgange von Moses Mendelssohn, trotz aller obrigkeitlichen und gesellschaftlichen Hemmnisse, seit Mitte des 18. Jahrhunderts, über den Bereich der ihnen zwangsweise zugewiesenen Handelsbetätigung hinaus sich als Förderer wie als Mitarbeiter an dem geistlichen und künstlerischen Emporringen der Bürgererschaft zu betätigen. Ihre in der langen mittelalterlichen Ghettotozeit genährten Eigenschaften der Unterdrückten, ihr Scharfsinn und Spürsinn, ihre Schläue und Fähigkeit, fremder Eigenart nachzuspüren und sie sich zu eigen zu machen, da zu die harterprobte Fähigkeit und Energie: all dies ging als wesentliche Farbe mit in das Charakterbild des Berliners der gedachten Zeit über, und das Jahrhundert alte Sklavenvolk hat damals wenigstens noch an allen Punkten gestanden, wo es dem Fortschritt jeder Art galt, neues Terrain abzugewinnen.

A. F. C.

Die Machnower Schleuse.

Seit der Eröffnung des Teltowkanals ist die Machnower Schleuse (die mit den Motorbooten des Kreises Teltow und seit diesem Sommer auch mit Automobilomnibussen, deren Betrieb unter der Verwaltung der — Stadtnode steht, bequem erreicht werden kann) ein beliebtes Ausflugsziel geworden. Die Schleuse, die nach dem alten in unmittelbarer Nähe gelegenen Klein-Machnow benannt ist, gilt — abgesehen von den landschaftlichen Reizen — auch technisch und architektonisch als eine Sehenswürdigkeit. Es wird nun vielleicht manchem Besucher der Schleuse von Wert sein, wenn er über die technischen Einzelheiten der Anlage vorher etwas unterrichtet wird, da er dann mit um so größerem Interesse das Bauwerk zu würdigen verstehen lernt und dem Vorgange des Durchschleusens mit etwas Sachverständnis zu folgen vermag.

Der in den Jahren 1901 bis 1906 erbaute Teltowkanal verbindet die Spree mit der Havel und bildet so ein wichtiges Glied in dem mächtigen Wasserstraßennetz zwischen Oder und Elbe. Der Spreewasserstand beträgt unveränderlich + 32,28, was durch die Wehre am Mühlendamm in Berlin erreicht wird. Der Havelwasserstand schwankt hingegen zwischen + 28,97 und + 30,54. Es entsteht dadurch ein Höhenunterschied von 1,74 bis 3,31 Meter, der durch eine einzige Schleuse, eben durch die Machnower Schleuse überwunden wird. Die Schleuse ist zur Erzielung einer großen Leistungsfähigkeit als Doppelschleuse ausgebildet, die aus zwei nebeneinanderliegenden Kammern besteht. Es kann also, falls erforderlich, nach beiden Richtungen gleichzeitig geschleust werden. Jede Kammer ist 67 Meter lang und 10 Meter breit, so daß sie auch für den später zu erwartenden Verkehr mit „Normalschiffen“ von 65 Meter Länge und 8,6 Meter Breite ausreicht.

Der Abschluß der Kammern gegen die beiden Teile des Kanals, die „Haltungen“, erfolgt durch schwere Hubtore, die durch Elektromotoren gehoben und gesenkt werden. Die Tore, die beim Heben ganz aus dem Wasser austauschen, bestehen aus eisernen Gitterträgern mit Riegeln, die mit Blech verkleidet sind. An den eisernen Rahmen sind tieferne Böhlen befestigt, die einen besonders dichten Abschluß ermöglichen. Die Intoriere wiegen 20 000 Kilogramm, die Obertore 16 000 Kilogramm. Das Gewicht jedes Tores ist durch ein Gegengewicht teilweise ausgeglichen, so daß das Tor im Wasser noch ein Übergewicht von 1000 Kilogramm besitzt. Die Tore und die Gegengewichte sind an je zwei Seilketten und vier Stahl-

drahtseilen aufgehängt, und zwar so, daß beim Reizen einer Kette die Seile und umgekehrt beim Reizen der Seile die Ketten die Tore und Gewichte tragen können. Die Ketten und die Seile gehen über Scheiben, die auf einer im oberen Teile der Türme befindlichen Welle einer elektrisch angetriebenen Winde befestigt sind. Diese Winde wird vom Steuerraum aus elektrisch in Gang gesetzt. In diesem Steuerraum befinden sich auch elektrisch betätigte Höhenstandsfernanzeiger, an denen der Wärter die jeweilige Stellung der Tore erkennen kann. In den Höchstellungen werden die Tore durch Riegel verriegelt. Diese Riegel sind mit Signalarmen so verbunden, daß zum Beispiel der Arm „frei“ nur dann gezogen ist, wenn das Tor sich in der Höchstellung befindet. Bei Nacht sind mit den Riegeln entsprechend farbige Lampensignale verbunden.

Das Durchschleusen eines Rahnes, der zum Beispiel von der unteren Haltung, also der Havelseite her, nach der oberen Haltung, der Spreeseite, geschleust werden soll, spielt sich in folgender Weise ab: Das untere Tor der einen Kammer am „Unterhaupt“ ist hochgezogen, das obere Tor am „Oberhaupt“ niedergelassen. Der Wasserpiegel in der Kammer entspricht dem der Havel. Das Schiff, das durchgeschleust werden soll, legt an der Seite der etwa 140 Meter langen, den Kammern vorgebauten hölzernen Leitwerke an und muß in die Kammer hineingezogen werden. Dies geschieht mit Hilfe von kleinen elektrisch betriebenen Laufkähnen, welche auf Schienen laufen, die ihrerseits auf hölzernen, über das Leitwerk hervorragenden Pfählen ruhen. Diese Kähne werden durch Schleusen-gehilfen bedient, die sie jedoch nur dann einschalten dürfen, wenn die oben erwähnten Signalarmer anzeigen, daß „freie Fahrt“, daß also das Tor ganz oben ist. Das Schiff wird durch die Kähne an einem Drahtseil, dem Treibseil, das am Mast befestigt ist, in die Kammer gezogen. Dann wird das Tor am Unterhaupt herabgelassen. Die Schleuse muß nun mit Wasser aus dem höher gelegenen Teile des Kanals, der „Oberhaltung“, gefüllt werden, oder der Wasserpiegel der Schleusenammer muß dem der Oberhaltung gleichgemacht werden. Diese Wasserauspiegelung geschieht mittels sogenannter Potoppscher Heber. Die Potoppschen Heber sind gebogene Röhre, die nach dem Prinzip des Hebers einen Ausgleich der Wasserpiegel der beiden Gefäße, in denen sich ihre Enden befinden (im vorliegenden Falle also zwischen dem Oberwasserpiegel und dem Wasserpiegel der Schleusenammer) schaffen. Die Verbindung der Kammer mit dem Oberwasser erfolgt durch einen im Mauerwerk gelegenen Umlauf, der neun Einläufe in die Kammer besitzt. Durch diese große Anzahl von Einläufen wird erzielt, daß das Wasser gleichmäßig ansteigt.

Nach erfolgter Wasserauspiegelung wird das obere Tor hochgezogen und das Schiff durch Laufkähne in gleicher Weise wie beim Einfahren an die in der Oberhaltung befindlichen Leitwerke gezogen. In analoger Weise spielt sich eine Durchschleusung in der entgegengesetzten Richtung ab. Die Leitung über das Durchschleusen hat ein Schleusenmeister, der sich auf der Plattform zwischen beiden Kammern befindet. Er verständigt den im Steuerraum (der im Turmbau der Unterhaltung untergebracht ist) befindlichen Wärter durch Klingel- und optische Signale, das Tor zu schließen. Die übrigen Manipulationen, deren Reihenfolge immer die gleiche ist, vollzieht dann der Schleusenwärter ohne weitere Signale. Der Schleusenmeister, der die Signale von verschiedenen Stellen der Plattform aus geben kann, kann sich außerdem noch durch Fernsprecher mit dem Schleusenwärter und den Gehilfen auf den Leitwerken in Verbindung setzen. Auf der Plattform steht man außer der Meisterbude noch verschiedene Spülköpfe (Geranholmaschinen für Schiffe) als Ersatz für die Laufkähne und die Köpfe der oben erwähnten Heber. Die beiden Kammern selbst sind auch mittels eines Hebers verbunden, so daß, falls die eine Kammer voll sein sollte und die andere gefüllt werden muß, das Wasser, um zu sparen (die Spree führt oft sehr wenig Wasser), von der einen Kammer in die andere gehoben werden kann. Die Bedienung der Heber geschieht durch einen Steuerapparat, der gleichfalls im Schallraum untergebracht ist.

In die Mittelmauer, die die beiden Kammern voneinander trennt, ist noch ein sogenanntes Freilaufgerinne eingebaut. Dieses hat den Zweck, bei Hochwasser die Oberspree mit dem Kanal zu verbinden, und das überschüssige Wasser in diesen abzuleiten. Im normalen Betrieb ist dieses Freilaufgerinne durch ein Schütz, das durch einen Motor gehoben und gesenkt werden kann, abgeschlossen.

Zur Schleusenanlage gehört auch das Schleusengehöft, das außer Wohn- und Restaurationsräumen eine Ausstellung der beim Bau des Kanals gefundenen Altertümer enthält. Dank der reichhaltigen maschinellen Ausrüstung ist die Leistungsfähigkeit der Schleuse sehr groß, da für eine vollständige einfache Schleusung nach einer Richtung nur 15 Minuten erforderlich sind. Diese Leistungsfähigkeit wird nur durch den elektrischen Betrieb ermöglicht. In der Schleuse befindet sich eine kleine Unterstation, die den vom Kraftwerk zugeführten hochgepannten Drehstrom in Drehstrom niedriger Spannung umformt. Ferner ist noch Gleichstrom vorhanden, der außer für einige motorische Antriebe für die Lokomotiven der Treibeilei verwendet wird. Denn die Fortbewegung der Schiffe geschieht im Kanal durch kleine elektrisch betriebene Treibeile Lokomotiven, die auf einem Treibeilspfad längs des ganzen Kanals laufen. Durch diese elektrische Schiffsförderung vom festen Ufer aus wird erst ein Großbetrieb ermöglicht.